

Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

Erstes Kapitel.

Die Bewohner der alten Farm.

Der alte Mr. Marshall sah rauhen unter dem schattigen Ahornbaum, den er selber vor vielen Jahren gepflanzt hatte. Er hatte damals kaum mehr Jahre gezählt als das kleine Mädchen, das jetzt auf der dreieckigen Thürschwelle des verwitterten Farmhauses kauerte und der Sonne zusah, wie sie hinter den Bergen im fernen Westen zur Ruhe ging.

Drüben, jenseits der weitgestreckten Felder, wo die Berge schon ihre langen gespenstigen Schatten warfen, stand eine Reihe kreuzgeschmückter Grabsteine. Von seinem Sitze aus konnte er sie alle zählen — seiner Mutter gehörte der erste, seinem Vater der zweite, und unter dem dritten ruhte seine blondhaarige Schwester. Wer möchte es dem alten Manne verargen, daß die Thränen in seine Augen traten, als er bedachte, daß er mehr geliebte Gräber auf jenem kleinen Friedhofe besaß, als Stühle sich um sein Herdfeuer reihen — selbst wenn er den einen Stuhl mitzählte, der seit jener schmerzlichen Nacht unbenutzt in der dunklen Ecke der Küche stand, da sein einziger Sohn Seth ihm genommen worden war. Für den stand zwar kein Stein in jener melancholischen Reihe, aber doch erhob sich drüben noch ein drittes Monument, und dessen Inschrift sagte dem Leser, daß darunter zwei geliebte Menschen ruhen — das Weib des alten Mannes selber und die Gattin seines Sohnes. Bald nach jener Nacht, da er seinen Sohn verloren, hatte er die beiden dort gebettet.

Wiederholt schon hatte der Ahornbaum seine Blätter seit jenem Zeit gewechselt, und aus dem großen Schermer der unglückseligen Tage waren für den alten Mann allmählich neue Freuden, neue Sorgen und neue Liebe erwachsen; kaum, daß seine ruhigen Züge etwas von dem verhalten hätten, was er einst gelitten. Heute aber kamen ihm so seltsam die Erinnerungen an. Auf der breiten Straße näherte sich eine Herde wohlgepflegter Kühe dem Hause, und der kleine, etwa vierzehnjährige Hirt hatte Mühe, die stillosen Thiere von den grünen Heden wegzutreiben, welche den Weg begrenzen. Walter Marshall, so hieß der Kleine, war der einzige Entel des vom Alter gebeugten Mannes.

Der Großvater liebte ihn zärtlich, sowohl wegen der edlen Eigenschaften seines Charakters, als auch wegen des Unglücks, das ihn schon in frühesten Jugend betroffen. Die Thränen einer sterbenden Mutter hatten sich mit seinem Taufwasser vermengt, und der erste Gruß, den die Welt ihm entgegengebracht, war der Ton der Trauerklingen, die seine Mutter zu Grabe klangen.

An jenem Tage hatte er noch im Arme der Großmutter geschlummert; aber schon acht Tage später hielt eine Fremde ihn im Arm, während der alte Marshall zum zweitenmal der schwarzen Bahre folgen und sein Weib ins Grab legen mußte. Dann folgten trübe Tage, und das mühsame Wesen des Weibchens — so nannten sie ihn — war der einzige Sonnenstrahl, der für lange Zeit das alte Haus erhellte.

Schon jenen Tagen hatte Mary, die Tochter Marshalls, sich vermählt, hatte bei der Wiege eines jarten Töchterchens gelacht und am Sarge ihres jungen Gatten Howland geweint. Ellen war das Töchterchen genannt worden zur Erinnerung an Walters früh verstorbene Mutter.

Zu den genannten Hausgenossen gesellte sich endlich noch die bejahrte Schwester des Hausherrn, Tante Debby geheißen. Sie nahm eine bevorzugte Stellung in der Familie ein, und die liebevolle Art, wie jeder ihrer kleinen Schwächen ertrug, sprach noch lauter für ihren Werth, als das offene Lob, das man ihren Tugenden spendete. Tante Debby war unermüdet geblieben; es war so ihr Willkür gewesen. Sie hatte eine große Liebe zu allen Kindern gefaßt, namentlich aber zu dem kleinen Walter, dessen Vater schon ihr Liebhaber gewesen war.

„Genau wie sein Vater,“ sagte sie, als sie ihn an dem Abend, von dem wir erzählen, heimkommen sah. Jetzt sah sie, wie Walter einen Brief aus der Tasche zog und ihn dem Großvater überreichte. Rasch eilte sie heraus, in der ungewissen Hoffnung, das Schreiben möchte etwa Nachricht von ihrem fernen Liebhaber bringen.

Der Brief trug den Poststempel New York, und als Marshall einen Blick auf die Adresse geworfen, bemerkte er:

„Er ist von Richard Graham.“ Dann las er das Schreiben und fuhr fort: „Von meinem Sohne sieht nichts darin.“

wandte Walter sich zur Seite und sagte vor sich hin: „Wenn er uns nicht schreiben kann, was wir gerne von ihm erfahren, so braucht er uns auch gar nicht zu schreiben.“

„Wahr,“ fuhr der Alte fort, indem er sich zu seiner Tochter wandte, „der Brief geht Dich mehr an, als mich. Die Frau Richards ist gestorben, — ihre Modestricheuten und ihr ausgefallenes Leben haben sie schon früh ins Grab gebracht.“

„Und was will Richard mit seiner kleinen Tochter machen?“ fragte Mary, die mittlerweile näher getreten war.

„Darüber gerade schreibt er,“ erwiderte Mr. Marshall. Er öffnete den Brief abermals, und nun erzählten die Zuhörer, daß der Vater befragt sei, sein Töchterchen Jessie, ein Kind von acht Jahren, möchte unter der Obhut fremder Leute zu einem nutzlosen und verberblichen Dasein erziehen werden. Vor einem solchen Schicksal wollte Mr. Graham sein Kind bewahren. Deerwood — so hieß der Ort, zu welchem die alte Farm Marshalls gehörte — hatte er sich als Aufenthaltsort für sein bestes Kleinod ausgesucht. In früheren Jahren hatte er häufig selbst hier verkehrt, und aus eigener Erfahrung kannte er die gesunde, wohlthätige Luft der Berge, wie auch die einfache und ruhige Lebensweise ihrer Bewohner. Vielleicht würde er nicht so bald geneigt haben, sich von dem Kinde zu trennen, aber seine geschäftlichen Beziehungen machten gerade jetzt eine Reise nach Europa nöthig, deren Dauer er im Voraus nicht zu bestimmen vermochte. Darum fragte er in seinem Briefe an, ob Mr. Marshall die kleine Jessie bei sich aufnehmen, und ob Mary Howland ihr eine Mutter sein wolle.

„Sie ist ein muthwilliges, unruhiges Geschöpf,“ schrieb er; „aber daneben auch gutberzig und folgsam. Wenn Sie Jessie zu sich nehmen, Mrs. Howland, so behandeln Sie dieselbe ganz, wie Ihr eigenes Kind; verdient sie Strafe, so darf dieselbe ihr nicht gespart werden. Thun Sie alles, was nöthig ist, um sie zu einer tüchtigen, brauchbaren Frau zu erziehen; ich werde Ihnen ewig dankbar sein.“

Der Preis, den er für den gewöhnlichen Dienst bot, war außerordentlich hoch bemessen und wäre an sich schon hinreichend gewesen, Mr. Marshalls Zustimmung zu erlangen, wenn auch nicht noch andere Gründe sich bei ihm geltend gemacht hätten.

„Das ist ja eine ungeheure Summe,“ sagte er, als er den Brief zusammenfaltete. „Dabei können wir Ellen in die Pension schicken, und vielleicht reicht es sogar noch hin, ihr ein Piano zu kaufen, wenn sie meint, daß sie eins haben müsse.“

„Piano!“ wiederholte Walter. „Ich will arbeiten und selbst das Geld dafür verdienen, wenn sie eins nöthig hat. Ich mag Jessie, dieses hochmüthige Stadtfraulein, schon jetzt nicht leiden. Laß sie nicht herkommen, Tante Mary. Wir haben genug durch die Gramams zu leiden gehabt.“

„Walter,“ entgegnete der Großvater, „Du thust unrecht, so von Mr. Graham zu sprechen. Er that nur das, was er für Recht hielt, und wäre Dein Vater jetzt hier, so würde er Dir sagen, daß Richard der beste Freund sei, den er je gehabt.“

Dies war der richtige Augenblick für Tante Debby, um ihr gewohntes „Seh war ein guter Junge“ anzubringen, während Walter sich an Ellen wandte und spöttlich bemerkte: „Das wird ein sauberes Fräulein sein. Natürlich sehr gepußt, und dabei fürchtet sie sich vor unsern Kühen und Pferden.“

„D, ich würde, daß Du etwa dazugesehen sahest,“ fiel die kleine Ellen ihm erregt ins Wort, weil sie fürchtete, die Aussicht auf die erhoffte Spielgefährtin möchte durch Walters Einreden etwa gefährdet werden.

„Seid ruhig, Kinder,“ unterbrach Mr. Marshall die Kleinen. „Es ist nicht der Mühe werth, darüber zu streiten. Die Fraue ist nur, ob Jessie zu uns kommen soll oder nicht. Mary, willst Du der Tochter Richard Gramams eine Mutter sein?“

Mrs. Howland zögerte einen Augenblick; dann antwortete sie ruhig: „Ja, ich will.“ Auch Tante Debby oob ihre Einwilligung, gleichgültig schon überlebend, wie groß sie wohl die Strömung für die kleine Jessie finden müsse.

Während auf diese Weise die Angelegenheit geordnet wurde, las Walter seinerseits den Brief, und seine klaren Augen füllten sich mit Thränen, als er die Nachschrift las: „Von dem armen Seth habe ich bis heute nichts gehört, obwohl ich noch immer gehofft, er werde zu uns zurückkehren. Vielleicht besorge ich ihm eines Tages auf meinen Reisen.“

Walter, und in demselben Maße, wie sich seine Meinung über den Vater verbesserte, wurde er auch der Tochter günstiger gestimmt.

Walters Aneignung gegen die Stadtleute schrieb sich von dem einzigen gekünstelten Besuche her, den er bei den stolzen Verwandten seiner Mutter in Boston gemacht hatte. Dieselben waren über die Ehre ihrer Tochter und Schwester mit armen Landbewohnern so entrüstet gewesen, daß sie alle, mit alleiniger Ausnahme ihrer Mutter, es sogar abgelehnt hatten, zu ihrem Begräbniß, das der Hochzeit nur zu bald gefolgt war, nach Deerwood zu kommen. Walter hatte davon später gehört, und dadurch war in sein junges Herz eine Erbitterung gepflanzt worden, die ihn mit einer Art von Feindschaft nicht nur gegen seine Verwandten, sondern gegen alle Stadtbewohner insgesammt erfüllte. Daß er in Bezug auf Jessie keine Ausnahme machte, ist erklärlich. Trod dem sah niemand ihrer Ankunft mit solcher Ungeduld entgegen, wie gerade er. Seine kleine Cousine Ellen bemerkte sogar, daß er an dem Tage, der Jessie bringen sollte, mehr Sorgfalt auf seine Kleidung verwendete, als gewöhnlich, und als das Geräusch der herannahenden Postkutsche ertönte, stellte er sich hinter die Gartentheür, um von dort aus den Ankömmling beobachten zu können. — Endlich hielt der Wagen, und ein kleiner, von dichten Locken umflossener Mädchenkopf schaute neugierig zum Fenster hinaus, um das neue Heim zu entdecken, welches sie den Ankömmling aufnehmen sollte.

Zweites Kapitel.

Mr. Graham und Jessie.

Jessie war ein kleines Mädchen mit schwarzen Augen und schwarzem Haar, ihre Gestalt war recht zierlich. Als sie nicht aus dem Wagen sprang und Walter lächelnd grüßte, verstand der ganze Jörn des Jungen und er schritt ihr froh entgegen. Da trat die hohe Gestalt eines Mannes neben Jessie; es war ihr Vater, der sein Töchterchen begrüßte hatte. Uebertraufte die Walter ihn an; statt eines stolzen, hochmüthigen Gesichtes sah er freundlich zugewandt waren.

„Seths Kind,“ unterbrach Mr. Marshall das augenblickliche Schweigen. Bei diesen Worten ergriß Mr. Graham die Hand des Anabens, blühte einen Augenblick in sein freies, offenes Auge und sagte in gewinnendem Tone:

„Gerade so, wie Du, sah Dein Vater aus, da wir noch Anaben waren. Einen besseren Freund habe ich niemals gehabt.“

„Was hat Sie denn zu seinem Feinde gemacht?“ wollte Walter rasch entgegen; aber Mr. Gramams Benehmen hatte seinen Jörn besiegt, so daß er die Worte unterdrückte und nur entgegnete:

„Ich hoffe, daß ich einstens ein so guter und treuer Mann werde, wie ich glaube, daß er einer gewesen ist.“

Noch immer hielt Mr. Graham die Hand des Anabens fest, der so tapfer die Ehre seines Vaters verteidigte, obwohl die Welt ihn als einen Verworfenen und Ausgestoßenen betrachtete. Dann wandte er sich zur Seite. Walter war die Bewegung nicht entgangen, die den stillen Mann ergriffen.

„Dafür will ich ihn lieben,“ dachte er, während Mr. Graham sich Tante Mary zuwandte, um mit ihr über Jessie zu reden. Bald kam der Ankömmling des Schreibens, da Mr. Graham noch heute abreisen wollte. Als der kleine Knabe lebendig sagte, schlang dieses in lebensstrophischer Erregung die Arme um den Hals des Vaters, um ihn zu halten. Von seinem Troste wollte sie wissen, bis Walter ihr von dem Eishofstübchen erzählte, das draussen auf dem Ahornbaume in seinem Käfig spielte. Da erst wurde sie ruhig und ging mit Ellen hinaus, während Walter Mr. Graham auf Eisenbahnstation begleitete. Mr. Graham als seinem jugendlichen Genossen unzählige Aufträge bezüglich des zurückgelassenen Lieblings, und Walter fügte sich stutz und gehoben, als sein Vorkämpfer ihn angelegentlich bat, für Jessie zu sorgen, wie für seine Schwester.

Da erschien der Tag. Aber vor dem Schreiben hatte Walter noch eine Frage an seinen Begleiter auf dem Herzen, und als dieser schon auf dem Trittbrettle des Wagens stand, erorrir er rasch seinen Arm und fragte eindringlich:

„Hasten Sie meinen Vater für schuldig?“

Mrs. Howland wünschte Mr. Graham in diesem Augenblicke, dem Anaben, der ihn so ernst und traurig anschaute, kein sazen zu büßen. Aber er konnte nicht und antwortete betäubt: „Vor wem habe ich ihn für schuldig gehalten.“

„Ja, ja; aber jetzt? Denken Sie auch jetzt noch so?“

Das Läuten der Sighalode, das Buffen und Schnauben der Maschine wurde jeden Augenblick lauter; aber als das Geräusch vermochte nicht, die Antwort zu überhören, die in Walters Ohr schellte: „Habe keinen Grund gehabt, meine Ansicht zu ändern.“

stand er da und starrte dem davon-eilenden Zuwe nach, am wandle er sich und lehrte langsam nach Hause zurück. Wer wollte es dem Anaben verdenken, daß seine Brust zitterte, daß seine Augen sich mit Thränen füllten? Gab es doch für ihn in der ganzen Welt nichts so Wichtiges und Heiliges, als die Ehre seines unglücklichen, entehrten Vaters.

Niemals werde ich daran glauben, bis er selbst mir sagt, daß es wahr sei,“ dachte er; dann ließ er seine Gedanken durch unbekannte Weiten zu dem Vater schweifen: ob der Geliebte wohl an seinen niegelassenen Sohn zurückdachte, und ob er ihn jemals finden werde.

In kurzer Zeit war Jessie der Lieb-ling des ganzen Hauses geworden. Gegen niemanden aber war sie so vertraulich, wie gegen Walter. An ihn schmiegte sie sich mit einer kindlichen, vertrauten Liebe, deren Einfluß er nicht zu widersprechen vermochte.

Mittlerweile schwand der Herbst dahin, und der Winter mit seinen Flockenblühen und Eisblumen lehrte in den Bergen und Häusern von Deerwood ein. Früh und See bedeckten sich mit spiegelblanker Eise, und das ungerohnte Vergnügen des Eislaufens lockte Jessie an Walters Seite täglich hinaus.

Eines Tages eilte sie Walter weit voraus, der ihr warnend rief, daß sie umkehren möge, da das Eis dort zu schwach sei. Aber sie hörte nicht. Da plötzlich — ein Knack, das Eis brach und Jessie war verschwunden.

Walter fand eine Minute später vor Schrecken. Dann eilte er zu der gefährlichen Stelle.

Ein heftiger Kampf mit Wasser und Eis folgte; die morsche Kruste brach immer weiter, und gerade in dem Augenblicke, als die abemlosten Zuschauer anfangen wollten, an dem Erfolge zu verzweifeln, gelang es dem Anaben, sich empor zu arbeiten. Ohnmächtig sank er bei seinen Spiegelgespielen nieder, während sein Arm trampfhaft die Gestalt der Geretteten umschloß.

Man brachte beide rasch nach Hause; Walter lehrte bald zum Bewußtsein zurück, und auch Jessie war nicht todt, wenngleich ihre Ohnmacht beängstigend lange andauerte.

Von nun an waren die beiden Kinder sich in zärtlicher Liebe zugehen.

Als Jessie wieder völlig hergestellt war, war ihr erster Gedanke, daß irgend jemand es ihrem Vater schreiben müsse — aber jemand, der es gerade so schrieb, wie sie es haben wollte. Nur eine Person im Hause würde dafür zu gewinnen sein, so sagte sie sich, Tante Debby nämlich, und mochte die arme, alte Dame auch noch so sehr über die ungenohnte Aufgabe grollen und seufzen, sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben.

„Und nun, Papa,“ schrieb Tante Debby, nachdem die Erzählung des Unfalls abgehandelt war, „Walter muß belohnt werden, und ich werde Dir sagen wie. Ich höre neulich, er will ein Gymnasium gründen, als er seinem Großvater sagte, er wolle das Gymnasium und die Universität besuchen, aber sein Großvater antwortete, so viel Geld könne er in der ganzen Welt nicht aufbringen. Darüber war Walter so betrübt, daß ich weinen mußte; aber ich schief während des Weinens ein und dachte später nicht mehr daran. Du bist recht, Papa, das weiß ich, und Du mußt mir Geld genug schicken, daß Walter zur Universität gehen kann.“

Der Brief ging ab, und nach längerer Zeit kam die Antwort. Derselben war ein Wechsel für zweitausend Dollars beigegeben, welche zum Nutzen des edlen Anabens verwendet werden sollten, der des Vaters einziges Kind gerettet hatte. Jessie geriet fast außer sich vor Entzücken, als Tante Debby, ihre einzige Vertraute, den Inhalt des Schreibens herausbuchstabierte. Sie ergriß den Wechsel und eilte fort, um Walter zu suchen, den sie auf der Wiese fand. Ueberglücklich rief sie dem erstaunten Anaben zu:

„Es ist gekommen — das Geld ist gekommen! Du gehst aufs Gymnasium, auf die Universität, und wirst ein großer, geschiedter Mann, wie mein Vater. Hier ist es,“ und damit drückte sie ihm das werthvolle Papier schüchtern in die Hand, daß er Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten.

Anfangs konnte Walter ihre Aussagen nicht verstehen; aber Jessie erklärte ihm unter fortwährenden Ausbrüchen lauter Fröhlichkeit ihr ganzes erfolgreiches Unternehmen. Die erste Empfindung Walters, als er endlich den Zusammenhang befaßte, war die einer großen Freude, daß er jetzt endlich dasjenige besaß, was er so lang ersehnt, und was zu erreichen ihm unmöglich erschienen war. Dann aber trat sich in ihm ein Widerstreben, die Mittel zu seiner Erziehung von Mr. Graham zu erhalten, von einem Manne, dem sein Großvater so viel so schon verschuldet war. Jedoch schweig er gegen Jessie darüber, — er wollte sich nicht entscheiden, bevor er mit dem Großvater gesprochen. Erst als dieser ihm rief, das Geschenk anzunehmen, da erklärte er sich bereit dazu.

Nun begannen bald die Vorbereitungen für den Abschied des jungen Studenten; die allgemeine Aufregung, die ängstliche Sorge um den Schei-

denben zeigte am besten, wie er sehr er geliebt wurde.

Endlich kam der Aprilmorgen, an welchem Walter seine Heimath verließ. Thränen dem Scheidenden nach, bis eine Wiegung der Straße ihn ihren Kliden entzog. Sie alle fühlten, daß mit dem lebhaften, thätigen Anaben der Sonnenschein für lange Zeit aus dem Hause geirichen sei.

Drittes Kapitel.

Acht Jahre später.

Die weite Aula der Universität zu Rio Haven war dicht gefüllt von Herren, die gekommen waren, der Rede eines jungen Mannes zu lauschen, welcher am Schlusse seiner Studienzeit stand und sich den Doktorgrad erworben hatte. Noch hatte der feierliche Akt nicht begonnen, und der Held des Tages, dessen Züge eine gewisse Unruhe verriethen, blühte lachend und erwartungsvoll über sein Auditorium. Da zogen zwei Gestalten seine Aufmerksamkeit auf sich, ein alter, grauhaariger Mann, und ein junger Eleganter, der den jugendlichen Redner mit gebannter Aufmerksamkeit betrachtete.

Wo hatte Walter dies Gesicht bereits früher gesehen? Plötzlich kam ihm die Erkenntniß, und es gewährte ihm eine große Genugthuung, daß seine zweite Begegnung mit diesem Manne gerade bei dieser Gelegenheit stattfände. Fröhlich winkte er dann dem alten Manne zu, der die weite Reife nicht geseht hatte, um den Ehrentag seines Entschlusses mitzufeiern. Als endlich die Rede begann und die Worte leicht und gewandt von Walters Lippen flossen, hingen die Blicke aller Zuhörer mit dem Ausbrüche höchsten Interesses an der männlich schönen Gestalt auf dem Katheder; und als er erredete, war vielsümmiger Beifall sein Lohn und sein Lob. Sein Großvater drängte sich durch die Menge und umarmte seinen Entel, und Walter geleitete ihn hinaus und ins Hotel.

„Ich wünschte, heute dürfte Dein Vater bei uns sein,“ sagte Mr. Marshall; aber noch ehe Walter antworten konnte, sah er den Fremden vor sich, der ihn zuvor so angelegentlich betrachtet hatte. Derselbe bot ihm die Hand und bemerkte lachend:

(Fortsetzung folgt.)

Nativistische Ueberhebung.

Die Anwohner sind überall dieselben. Wo das eingewanderte Element nicht mit dem Dreifache der Zahl der eingeborenen Bevölkerung in der Thatfachen an ihr Verhältniß appellirt, bleiben sie dumm und herausfordernd stumm. Ein Beispiel davon liegt aus Brasilien vor, wo der Staatssekretär für Akerbau im Staate Rio Grande do Sul, der Adoptivheimath zu vieler Deutscher und anderer Europäer, sich in einem Berichte an den Präsidenten erdreistete, die Eingewanderten als Landesverwiesene zu bezeichnen und von der Gefährdung des Landes zu sprechen, welche es nöthig mache, der Einwanderung Einhalt zu thun. Es heißt in dem Bericht unter Anderem: Wenn wir die Lage der ausländischen Colonisten in den verschiedenen Staaten Brasiliens prüfen, so kommen wir zu dem Schluß, daß sie nur hier unter Umständen leben, welche gestatten, daß sie mit Leichtigkeit von unserer Nationalität aufgefozen werden, deren Bedürfnisse sie annehmen und deren Sprache sie gern lernen, einschließlich der deutschen Colonisten, welche sich am meisten gegen diese Verschmelzung sträuben. Sichtlich ist dieses Ergebnis nur auf die Bemühungen der Staatsregierung zurückzuführen, welche diesen wirklichen Landesverwiesenen einen Wohlstand schafft, wie sie ihn niemals gekannt haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, wie ich schon in meinem Bericht von 1901 betonte, daß die natürlichen Reigungen dieser Menschen gerade nicht geeignet sind, uns in unserer moralischen Entwicklung zu fördern, und darauf hemmt es doch hauptsächlich an. Um diesen Umstand mit verhältnismäßiger Leichtigkeit zu überwinden, ist es rathlich, daß die Zahl der einwandernden fremden Elemente im Staat Rio Grande nicht noch größer werde. Es schadet nichts, wenn auch unser materieller Fortschritt sich wegen Mangels an Arbeitskräften etwas verzögert. Die uns in Zukunft voraus erhebenden Vortheile werden diese scheinbare Langsamkeit reichlich aufwiegen.

Daß der Sekretär selbst von Einwanderern abstammt, die aus Portugal kamen, hat er vergessen, wie dies alle Anwohner gern thun, um als „Eingeborene“ auftreten zu können. Seine Ueberzeugungen haben einen Sturm der Entrüstung verursacht, nicht nur bei den Deutschen, deren Zahl in Rio do Sul auf 150,000 geschätzt wird, sondern auch bei den Italienern, Spaniern und Anderen. Die deutschen Vereine haben sich mit einem Protest an den Präsidenten gewandt, worin gesagt wird: „Dieses Urtheil, das für den verantwortlichen Herausgeber des Berichtes eine bittere Selbstkritik enthält, schämmt das Ansehen von vielen, vielen Tausenden, deren Leben noch mühevollen Leben in brasilianischer Erde zu Werke wurden, es beschimpft das Andenken von Männern, deren Gebeine auf brasilianischen Feldern der Ehre geliebt sind und deren Kinder und Nachkommen noch hier in reiblicher Arbeit sich mühen. Dieses Urtheil enthält eine christliche Bekundigung unglücklicher brasilianischer Landeskinder, es ver-

rath eine erstaunliche Unkenntniß der Charaktereigenschaften und Leistungen eines Rio Grande-Volkes, welcher weniger in Personenzahl als in Werth und Menge wirtschaftlicher Produktion nachweisbar hinter seinem anderen Milch- oder Bestandtheil der Bevölkerung des Staates zurückbleibt.“ Schließlich sprechen die Deutscher die Bitte aus, der Präsident möge „eine allseits befriedigende Form finden, in welcher der durch frivole amtliche Aeußerungen eines höchsten Staatsbeamten verletzten Würde des hier seit eingebürgerten, seiner Staatspflichten stets eingehenden Einwandererelementes die gebührende Genugthuung finde.“ Man darf darauf gespannt sein, ob Herr Borges de Medeiros dieser Bitte willfahren wird. Jedenfalls beleuchten die Auslassungen Dr. Barbozes sehr gut die unglückliche Ueberhebung, mit der das luso-brasilische Element auf die Ansiedler ohne Rücksicht auf ihren Ursprung herabseht.

Die schwedischen Reichslöwen.

Ueber dem Portal des neuen Reichstagsgebäudes in Stockholm, das im nächsten Jahre seiner Bestimmung übergeben werden soll, war auf Veranlassung der Parlementscommission eine prunkhaft ausgeführte Marmorgruppe angebracht worden, deren Mittelpunkt die schwedischen Reichsbeamten — Königsmantel und Dreitronenkrone — ziert. Zu beiden Seiten des Wappenschildes erheben sich zwei mächtige Riesenfiguren mit drohend erhobenen Pfanzen, in denen der Beschauer unsicher die beiden heraldischen Reichslöwen vor der Teuffischen Königsbürg über erkennt. Die Schildwache stehenden Kapitellere erscheinen ihrem historischen Vorbilde mit großer Treue nachgebildet, nur mit der kleinen Veränderung, daß die Schwänze der königlichen Thiere anstatt in vorschrittsmäßiger erhobener Stellung hier über dem Parlementsingang in demüthig „eingezogener“ Haltung wiedergegeben sind.

Eine solche Willkür konnte natürlich unmöglich ungerügt hingehen. Das königl. Heroldsamt ließ dem auch unbenutzt einen feierlichen Schreibbrief vom Stapel, des Inhaltes, daß die Stellung des Löwenpaares mit seinen „zwischen den Hinterbeinen eingeklemmten Schwänzen“ unfraglich nicht bloß eine Verletzung der thätiglichen bestehenden heraldischen Vorschriften darstelle, sondern auch vom künstlerischen dekorativen Standpunkte aus einen auffällig „geknickten“ Eindruck mache; infolgedessen sei eine schleunige Correctur durch die Baucommission dringend geboten.

Die Zumuthung ging aber den Reichstagsgebäude — Erbauern wider den Strich. Die Commission beschloß kurz und bündig, daß das königliche Heroldsamt in parlamentarische Dinge überhaupt nichts dreingucken habe und daß der heraldische Portalschmuck in jedem Fall in seiner ursprünglichen Gestalt belassen werden müsse. Mit dieser Antwort, die natürlich zu einer förmlichen Hochfluth von mehr oder minder gelungenen Kalauern in der Tagespresse Veranlassung gab, fing die Angelegenheit an, ein politisches Gesicht anzunehmen. Die Reichstagsmannen hatten in der zurückliegenden Tagung nämlich einen verfassungsmäßigen Beschluß angenommen, wonach technische Veränderungen in der Gestalt des Landeswappens und der sonstigen Reichsbeamten nur unter ausdrücklicher Genehmigung des Parlements bewirkt werden dürfen.

Für die maßgebenden Instanzen entsteht somit die höchwichtige Frage, inwiefern die willkürliche Platzierung der beiden Löwenpaare eine rechtswidrige Abänderung der bestehenden konstitutionellen Vorschriften darstellt, deren Tragweite das offizielle Votum der Korporationen zur Voraussetzung macht. Ehe es zu einer endgültigen Entscheidung kommt, wird es allerdings wohl bei dem Entschlusse der Baucommission bleiben und den beiden Löwen wohl vermuthlich nichts anderes übrig bleiben, als sich einstellend mit ihrer trübselig „geknickten“ Pose abzugeben.

Behörden-Deutsche.

Eine reizende Stillblüte, die dem Schreibender einer amtlichen Correspondenz entziffen ist, giebt die Dresdener Morgenzeitung wieder. Ein thüringisches Amtsgericht correspondirt mit einer anderen Behörde wegen der Beschäftigung von Strafgefangenen mit Holzspalten. Die zweite Behörde antwortete:

„Auf die anher gelangte hohe jenseitige Verfügung wird diesseits beschloffen, daß die jenseitigen Gefangenen auf dem diesseitigen Hofe zum Holzspalten verwendet werden dürfen.“

Der hier amtlich verappte Stil schneht Kunstregeln zu gehorchen, wie sie jenseits der Grenzen des bürgerlichen Sprachgebrauches herrschen mögen. Diesseits dieser Grenzen wirkt jener Stiel, wenn nicht ästhetisch, so doch auf alle Fälle erhellend.

Der Exportpreis für Acosfine ist sieben Centis die Gallone. In den Ver. Staaten wird 10 Centis dafür berechnet. Das Privilegium, ein amerikanischer Bürger zu sein, muß zuweilen sehr schwer bezahlt werden.